

Ich wache von einem Heulen auf. Das Heulen dringt mir in den Kopf durch den ganzen Körper bis in die Füße. Ich stecke mir die Finger in die Ohren. Das Heulen dringt durch die Finger.

Es kippt vom Heulen ins Schreien. Ein durchdringender langer Ton, der anschwillt, plötzlich abbricht, der nächste folgt unmittelbar.

In die Schreie mischen sich die Stimmen zweier Schwestern. Sie rufen sich etwas zu, ich kann es nicht verstehen, die Schreie haben sich über die Worte gelegt.

Ich versuche, mich zurechtzufinden. Ich liege im Bett eines Krankenhauses. Das Rollo ist hochgezogen. Es ist Tag. Die Schreie kommen vom Gang. Ich kenne die Stimme nicht, weiß nicht, ob es ein Kind ist oder eine Erwachsene. Ich richte mich auf, will raus aus dem Bett, bleibe sitzen. Im Gang öffnet sich eine Tür. Die Stimmen schwellen an. Die Tür geht zu. Dann ist es still.

# 0

»Warum kommt niemand sonntags zu mir?«

Die Ärztin sitzt neben meinem Bett. Meine Füße schauen nackt unter der Decke hervor. Sie nimmt meinen rechten Fuß und drückt ihre Daumen in die Fußsohle. Sie massiert den Spann entlang zu meinen Zehen.

»Sie wollen nicht kommen«, sage ich.

»Wieso denkst du das? Willst du denn, dass sie kommen?«

Meine Mutter wird nicht kommen. Mein Vater wird nicht kommen. Meine Schwester wird nicht kommen. Meine Großmutter und mein Großvater würden nicht kommen, wenn sie noch leben würden.

»Willst du, dass deine Familie kommt?«

»Nein.«

»Warum nicht?« *Weil ich keine Familie habe. Und wenn ich eine hätte, käme sie nicht.* Ich zerbeiße die Worte mit den Backenzähnen und schlucke sie zurück in den Hals.

»Ich will es nicht«, presse ich stattdessen durch die Lippen.

»Du kannst es dir hier schön machen«, sagt die Ärztin. »Es gibt hier viele Kinder, die hängen Poster über ihr Bett von Musikgruppen. Oder von Tieren. Hast du auch eine Musikgruppe, die du magst?«

Ich schüttele den Kopf.

»Hast du ein Tier?«

Ich schüttele den Kopf.

»Ein Tier, das du magst?«

Ich schüttele den Kopf.

»Manche Kinder hängen sich auch Fotos auf oder Bilder, die sie selbst gemalt haben. Du zeichnest gerne, oder?«

Ich nicke.

»Die Schwestern können dir weiße Blätter geben, wenn du magst.«

»Ich zeichne auf karierte Zettel«, sage ich.

Ein paar Tage später bekomme ich wieder ein Paket. Auf dem Absender stehen die Namen meiner Mutter und meiner Schwester. Obenauf liegt ein Briefumschlag. Er enthält Fotos von meiner Mutter,

meinem Vater, meiner Großmutter, meinem Großvater, meiner Schwester und mir. Ich blättere die Fotos durch. Meine Schwester und ich machen im Garten Spagat, meine Großeltern sitzen auf unserer Terrasse. Mein Großvater betet den Rosenkranz. Meine Mutter steht in Schlittschuhen auf einem gefrorenen See. Ich schaue die Fotos nicht weiter an. Ich stecke sie zurück in den Umschlag und lege ihn in die Schublade des Nachttisches. Ich nehme eine Packung mit Bunt- und eine mit Bleistiften aus dem Paket, einen Block mit weißen Blättern und ein Poster von einer Tänzerin, die mit gegrätschten Beinen in der Luft schwebt. Das Poster hat über dem Bett meiner Schwester gehangen. Ganz unten im Paket finde ich eine kleine Leinwand, ein glattes Meer liegt vor einem leeren Strand. Eine Statue und eine Postkarte. Auch die Leinwand und die Postkarte verstau ich in der Schublade, die Statue stelle ich auf den Nachttisch.

Es ist eine Marienstatue. Sie hat die Größe einer Colaflasche. Schon als kleines Kind habe ich sie bei meinen Großeltern im Schlafzimmer gesehen. Sie thronte auf einem Hocker neben dem Bett. Zu ihren Füßen lag ein Rosenkranz. Eine karierte Pyjamahose hing über die Bettkante und verdeckte ihre hohe Stirn. Ich stand in der Tür.

Was machte ich im Schlafzimmer meiner Großeltern? Schnell zog ich die Tür zu und ging zurück ins Wohnzimmer. Ich setzte mich aufs braune Sofa und versank in der Polsterung.

# Über die heilige Maria und den Katholikenbus nach Lourdes

Meine Großeltern fuhren jeden Sommer mit dem Katholikenbus nach Lourdes, saßen in der letzten Reihe und aßen panierte Schnitzel und Kartoffelsalat. Ihr Deutsch hatte einen starken Akzent. Deswegen schwiegen sie. In Lourdes hockte mein Großvater stundenlang in der heiligen Grotte und betete den Rosenkranz. Nach einer Woche schritt er mit seiner Maria über den Parkplatz zum Katholikenbus. Er hielt sie in der rechten Hand. Die Maria war schön. Sie trug einen blauen Umhang und ein weißes Kleid. Die nackten Füße standen auf einem grauen Stein. Ihr Körper war mit dem geweihten Wasser gefüllt. Mein Großvater hatte sie im Souvenirladen neben der Grotte gefunden. Am Ende einer langen Schlange sich gleichender Schwestern.

Jeden Morgen schraubte mein Großvater seiner Maria den Kopf ab und besprengte seine Augenlider mit dem Heiligen Wasser.

Jahrelang fuhren meine Großeltern mit dem Katholikenbus nach Lourdes, saßen schweigend auf der Rückbank, aßen Schnitzel und Kartoffelsalat und füllten in Lourdes der Maria den Bauch auf mit dem geweihten Grottenwasser.

Nach dem Tod meines Großvaters wanderte die Maria vom Schlafzimmer ins Wohnzimmerregal meiner Großmutter. Als auch sie starb, nahm meine Mutter die Maria zu uns ins Reihenhaus. Sie stellte sie ins Badezimmer neben die Handtücher. Ich habe sie da weggeholt und zu mir ins Kinderzimmer auf die Fensterbank gebracht.

# 0

Ich sitze aufrecht im Krankenhausbett. Die Maria klemme ich zwischen meine Knie. Ich drehe den Kopf der Maria nach links. Die Fassung dreht sich weiter zu. Als ich nach rechts drehe, öffnet sie sich. Der Körper der Maria ist leer. Der Kopf liegt abgedreht zu ihren Füßen auf meiner Decke, ihr zartes Lächeln neben den Zehen. Im Gang nähern sich Schritte. Ich schraube den Kopf der Maria zurück auf den leeren Körper.

Die Schwester kommt, um mir den Nahrungsbrei durch den Schlauch in der Nase zu spritzen. Es ist wieder die Schwester mit dem weichen Gesicht. Es ist ein Gesicht, in dem ich mich gerne verliere. Ihre gerade Nase verschmilzt mit den geröteten Wangen und dem runden Mund. Die Schwester setzt sich auf den Rand meines Bettes. Sie öffnet einen kleinen Verschluss am Ende des Schlauches, der dazu dient, dass der Brei nicht aus dem Schlauch auf meine Bettdecke tropft.

»Du hast Post bekommen.« Sie zeigt auf die Maria auf meinem Nachttisch. »Wie schön. Von wem?«

»Vom Vater«, sage ich.

»Von deinem Vater?«

Ich schüttele den Kopf. Ich spüre, wie das Nahrungsgemisch warm den Rachen hinunterläuft. Es riecht nach Banane und Zimt. Mein Magen will den warmen Brei zurück nach oben drücken. Ich halte mir die Hand vor den Mund. Die Schwester soll nicht sehen, dass ich würgen muss.

»Wenn du weiter so gut mitmachst, werden wir in ein paar Tagen deine Sonde entfernen«, hat die Ärztin bei ihrem letzten Besuch gesagt. Ehe ich hierherkam, konnte ich meinen Oberschenkel mit zwei Händen umfassen. Mit einer Hand griff ich um meinen Oberarm. Nun lassen sich Daumen und Fingerspitzen nicht mehr schließen.

»Du bist fast gestorben. Du hast Glück gehabt. Ist dir das klar?«

Ich wusste nicht, was ich der Ärztin antworten sollte.